

Marion Giebel

Wettkämpfe, Geld und Götter

- Ein Besuch im antiken Olympia

Bayerischer Rundfunk 2. Programm

24. Juli 2004, 13.30

In der Antike gab es keine Kirchensteuer, doch konnten die olympischen Götter auf Erden nicht ganz ohne eine materielle Basis auskommen. Die Tempel waren wirtschaftliche Unternehmen, die sich von Spenden und Zuwendungen unterhalten mussten. Auch die Spiele, in Olympia oder Delphi, erforderten große Geldmittel. Wie finanzierten sich die Heiligtümer? Welche Ausgaben hatten die Besucher der Tempel und der Spiele - was bekamen sie dafür geboten? Wer sich aufmachte, ein berühmtes Heiligtum aufzusuchen, der musste dort seinen Obolus entrichten. Freilich nahm er auch Dienstleistungen in Anspruch, die ihren Preis hatten und von denen wieder andere lebten, wie heute in der Tourismusbranche. Begeben wir uns also einmal mit einer Pilgergruppe auf die Reise zu einem heiligen Ort und prüfen dort den Kostennutzeneffekt.

Ein beliebtes Reiseziel waren seit jeher die Sportwettkämpfe in Olympia, zu Ehren des Zeus, die Pythischen Spiele in Delphi, für Apollon Pythios, auch mit musischen Wettkämpfen. Dann die Isthmischen Spiele am Isthmos von Korinth, zu Ehren des Poseidon, sowie die dem Zeus geweihten in Nemea, einem Tal bei Korinth. Olympia galt als die Mutter der heiligen Spiele; Herakles selbst sollte dort das erste Kampfspiel gestiftet haben. Pelops, der Ahnherr des Königsgeschlechts von Mykene, hatte hier in Olympia in einem Wagenrennen gesiegt und sich damit die Braut gewonnen. An den Giebelseiten des Zeustempels konnten die Besucher diese Wettfahrt dargestellt sehen. Ein grandioses und prächtiges Bauwerk war dieser Zeustempel von Olympia, und er enthielt auch noch eines der sieben Weltwunder. Das war die Statue des Zeus, ein Kunstwerk des Phidias, aus der Zeit um 450 vor Christus.

Der Tempel des Zeus und der ebenfalls berühmte seiner Gemahlin Hera, die Weltwunderstatue, die Spiele - es gab Anlass genug, sich nach Olympia aufzumachen. Es ist auf dem Landweg freilich nicht ganz leicht zu erreichen: am Fuß einer Hügelkette gelegen, 18 Kilometer von der Küste entfernt, größere Ortschaften hat es in der Nähe nie gegeben. Die Stadt Elis, in der gleichnamigen Landschaft, von der aus Olympia seit dem 6. Jahrhundert vor Christus verwaltet wurde, liegt 35 Kilometer weiter nordwestlich, also einen guten Tagesmarsch entfernt.

Wenn man mit dem Schiff kam, wie die Griechen aus den Kolonien, aus Unteritalien und Sizilien, dann landete man im Hafen Pheia. Er entspricht dem heutigen Katákoló, einem Fischerhafen, in dem es lebendig wird, wenn die Kreuzfahrtschiffe hier ihre Passagiere abladen für einen Besuch von Olympia. Die Spiele begannen beim zweiten Vollmond nach der Sommersonnenwende, dem heiligen Tag des Zeus. Also Anfang August, in der heißesten Zeit - aber die Bauern waren da gerade frei von dringenden Feldarbeiten, man denke an unsere sommerlichen Volksfeste. Zuvor waren Herolde durchs Land gezogen, hatten nicht nur alle Griechen eingeladen, sondern auch den Gottesfrieden ausgerufen: Zwei Monate lang sollte kein Krieg, keine bewaffnete Fehde geführt werden, jeder Reisende hatte freies Geleit zu den Spielen. Dieser "olympische Friede" war durchaus nötig, denn die griechischen Stadtstaaten lagen ständig miteinander im Krieg.

Man reiste also entweder zur See, oder auf staubigen Wegen durchs Innere der Peloponnes. Im Gebiet von Olympia angekommen, musste man sich zunächst einen Rast- und Übernachtungsplatz suchen, im Schatten, ein Zelt aufschlagen oder eine Laubhütte errichten. Gästehäuser gab es nur für die offiziellen Besucher, die Abordnungen großer Städte, später die römischen Statthalter und die Kaiser, oder hohe Herren, die oft auch prunkvolle Zelte aufschlagen ließen. Den Tag über

konnte man sich vor Sonne und Staub in die Säulenhallen zurückziehen, die wie überall einen beliebten Kommunikationsort darstellten.

Die Privatpersonen kamen meist in einer Gruppe, etwa ein Familienclan mit Nachbarn. Frauen waren als Zuschauerinnen von Athletenwettbewerben nicht zugelassen, aber es gab ja soviel zu sehen und zu erleben, und man konnte auch die Göttin Hera verehren - es sind sicher auch Frauen mitgekommen. Stellen wir uns also eine solche Reisegruppe vor, die einen Rastplatz belegt hat und nun ins Gelände von Olympia kommt. Zuerst musste man den Göttern huldigen und ein Opfer darbringen. Der Ort dafür war ein urtümlicher Aschenaltar, im Freien, aufgehäuft aus der Asche von Brandopfern seit unzähligen Jahren.

Ein Tieropfer gehörte zur kultischen Praxis, hier meist ein Rinderopfer - eine Gruppe von Besuchern brachte gemeinsam ein Rind dar - in Delphi waren es Ziegen und Schafe: also Herdentiere. Der Brauch stammte aus der bäuerlichen Frühzeit, da man den Göttern dankte für den Herdenreichtum und neuen erleben wollte. Das Tieropfer war Tradition von jeher; freilich gab es auch kritische Stimmen, die meinten: Wenn da nun ein Reicher eine Hekatombe opfert, hundert Rinder mit vergoldeten Hörnern - wird dessen Gebet eher erhört als das eines armen Mannes? Dann wären die Götter ja bestechlich. Das Orakel von Delphi trat solchen Verdächtigungen entgegen. Als ein Mann kam, der sich aufgrund seiner teuren Opfergaben für den Allerfrömmsten hielt, antwortete Apollon:

"Aber mir ist die Hand voll Körner wohlgefälliger, die mir der wackere Mann aus Hermíone darbringt."

Dieser war ein schlichter, frommer Bauer. Freilich stellten die Opfertiere einen bedeutenden wirtschaftlichen Faktor dar. Man brachte sie kaum von zu Hause mit, sondern kaufte sie am Ort. Sie waren von den Bauern der Umgegend aufgezogen und an Viehhändler verkauft worden, von diesen an die Angehörigen der Priesterschaft. Es gab dafür Kultpersonal verschiedener Art: Opferdiener brachten das Tier herbei, vorschriftsmäßig geschmückt, es wurde dann auch "beschaut", ob es fehlerlos war, eine reine und makellose Opfergabe, wie es auch bei den Juden wichtig war. Dazu traten Flötenspieler, Trompeter und Herolde auf, und schließlich der Opferknecht, der das Tier dem Ritus gemäß tötete. Es wurden rund ums Opfer also Dienstleistungen erbracht, die honoriert werden mussten. Innereien, Fett und Haut wurden auf dem Opferaltar verbrannt, draußen vor dem Tempel, und der aufsteigende Rauch trug die feinstofflichen Anteile, die ätherische Feinsubstanz, zum Himmel empor. Daran labten sich die Götter, während die Menschen die Fleischstücke, die Grobkost, bei einer gemeinsamen Mahlzeit verzehrten. Zuvor hatte man freilich der Priesterschaft ihren gebührenden Anteil abgegeben, auch das Fell, das diese dann verkaufte, wovon wieder Gerber und Schneider profitierten.

Das Opfer schafft die Verbindung zur Gottheit wie auch die Gemeinschaft der Menschen untereinander. Die gemeinsame Mahlzeit, das Bankett - es mag uns ein wenig mit der für uns abstoßenden Sitte des Schlachtopfers aussöhnen, wenn wir bedenken, dass man damals zu Hause kaum Fleisch aß. Der Fleischkonsum war größtenteils an die Götterfeste gebunden. So war es ja auch bei uns noch im Mittelalter: Bei kirchlichen Festen, Volksfesten, wurde ein Ochse am Spieß gebraten, während die Leute sonst ihren Hirsebrei verzehrten.

Die Massen von Besuchern in Olympia - man spricht von etwa 20 000, zur Römerzeit gar bis zu 40 000 - konnten freilich nicht nur vom Opferfleisch leben. Man hat jetzt an einem etwas schattigen Hang die Reste einer Garküche ausgegraben, wo sich neben Tierknochen auch Nusschalen, Kerne von Pfirsichen, Weintrauben und Oliven fanden. Hier konnte man sich, wohl in der Art unserer Imbissstände, verköstigen, und zum Trinken war ein Brunnen da, der sieben Meter in die Tiefe reichte, wo reichlich Grundwasser floss. Gegessen wurde unter freiem Himmel; es mag heiß sein im August, aber es regnet wenigstens nicht. Zu Heiligtümern, die das ganze Jahr über frequentiert wurden, gehörten vielfach angebaute Bankettsäle, wie man sie auch in unseren Breiten gefunden hat. Diese Speisesäle waren für private Mahlgemeinschaften bestimmt, wo auf

Kosten eines großzügigen Spenders erst geopfert und dann getafelt wurde. Ob dieser vielleicht seine Geschäftsfreunde eingeladen hatte, oder solche, die es werden sollten?

Wir halten also fest: Das Tieropfer war ein Wirtschaftsfaktor ersten Ranges - Bauern als Viehzüchter - Viehhändler - Priester und Opferpersonal - und wir können schon vorausblicken auf eine Religion, die dergleichen strikt ablehnte, und die selber auch von vielen abgelehnt wurde, weil sie ihnen einfach die Existenz ruinierte: das Christentum.

Das nächste Ritual, das unsere Besuchergruppe ausführte, war die Aufstellung von Weihgaben, Votiven. Das konnten bei Privatleuten einfache kleine Figuren sein, Tiere wie Rinder, Schafe, Lämmer, die man sozusagen als Ersatzopfer, als symbolische Gabe, darbrachte. Dann gab es Statuetten von Gottheiten, mit denen man Huldigung, Dank und Bitte zum Ausdruck brachte. Hier in Olympia sind zahllose kleine Zeusfiguren gefunden worden, aus Ton oder Bronze. Man brachte bisweilen auch etwas von zu Hause mit, das man weihen wollte, Waffen, ein Ackergerät, aber es war üblich, am Ort eine Weihgabe zu kaufen. Das waren bei Privatleuten eben diese Figürchen, auch Öllämpchen mit entsprechenden Motiven, und man nahm davon welche mit nach Hause, als heilkräftige Souvenirs, als Amulette. Sie wurden als Massenware hergestellt, mit Modeln, es gab einen regelrechten Devotionalienhandel, eine Andenkenindustrie. Die Reichen und Vornehmen bestellten große Statuen; es gab ja dann ganze "Statuenwälder" auf dem Gelände von Olympia, wie uns der Reiseschriftsteller Pausanias berichtet, ebenso wie an den anderen heiligen Orten. Viele der berühmten Plastiken, die wir aus den Museen kennen - wie der Hermes des Praxiteles in Olympia - waren solche Weihgeschenke. Auf dem Sockel stand jeweils der Name des edlen Spenders. Man konnte sich auch beim Opfer verewigen lassen, ein Lamm auf den Schultern, was später zum christlichen Bild des guten Hirten wurde, der ein verirrtes Schaf herbeiträgt. Solche Statuen waren eine gute Einnahmequelle für die Bildhauer und Bronzegießer, und zahllose Handwerker waren in der Andenkenindustrie beschäftigt. Sie alle fühlten sich später in ihrer Existenz bedroht durch das Christentum, das in seiner Frühzeit fromme bildliche Darstellungen radikal ablehnte.

Unsere Besuchergruppe hatte ihr Opfer dargebracht und ihre Weihgaben gekauft und aufgestellt. Nun wollte sie aber endlich das berühmte Kunstwerk des Phidias im Tempel besichtigen: eine 13 Meter hohe Goldelfenbeinstatue des thronenden Zeus. Das Werk war von den Ratsherren von Elis in Auftrag gegeben worden, die Gelder für das kostbare Material stammten aus der Beute eines Krieges, den Elis mit seinen Nachbarn geführt hatte. Die Figur war aus Marmor, das Gewand mit Gold belegt, Gesicht und Hände aus Elfenbein. Mit der einen Hand hielt der Gott ein Zepter, auf der anderen stand Nike, die Siegesgöttin. Als Herr der Spiele trug er auf dem Haupt einen Kranz von Olivenzweigen, wie ihn die siegreichen Wettkämpfer erhielten. Es war ein Gott voller Würde und Hoheit, von dem Pausanias sagte:

"Man hat die Maße des Zeus von Olympia in Höhe und Breite aufgezeichnet, doch das besagt gar nichts gegenüber dem einzigartigen Eindruck, den das Bildnis auf den Betrachter macht. Kein Wunder, dass man erzählt, der Gott sei selbst zum Zeugen für die Kunst des Phidias geworden. Als nämlich die Statue fertig war, betete Phidias zu Zeus, er möge ihm ein Zeichen geben, ob das Werk sein Wohlgefallen finde. Und sofort sei dort ein Blitz in den Boden niedergefahren. Man hat die Stelle markiert durch ein Bronzegefäß, das ich noch dort stehen sah."

Ein anderer Autor meinte freilich kritisch:

"Der Zeus des Phidias ist so groß, dass man, obwohl der Tempel ja auch sehr groß ist, doch annehmen muss, der Künstler habe das angemessene Maß verfehlt. Da er den Gott sitzend gebildet hat und er mit dem Kopf fast das Dach berührt, hat man den Eindruck, Zeus würde das Tempeldach sprengen, wenn er sich erheben würde."

Unsere Besucher bewundern andächtig das Götterbild, sie bestaunen aber auch die Kunst des Phidias. Und sie fragen sich: Ob es wahr ist, was man sich so erzählt? Der Künstler hat in Athen in staatlichem Auftrag die Statue der Göttin Athene geschaffen, auch eine monumentale

Goldelfenbeinstatue, mit einem hohen Materialwert. Und man hat ihm den Prozess gemacht, weil er angeblich Teile dieses kostbaren Materials, athenisches Staatseigentum, entwendet oder veruntreut habe. Das Gewand der Göttin sollte nach dem Willen der Athener aus einzelnen Goldplatten bestehen, die abnehmbar waren, als "Währungsreserve" für schlechte Zeiten. Da konnte man natürlich in Versuchung kommen, auch selber vorzusorgen, für Zeiten mit schlechter Auftragslage für Künstler. - Nein, meinen die Besucher, Phidias hat sich nicht schuldig gemacht - er ist einer Verleumdungskampagne zum Opfer gefallen, von neidischen Fachkollegen, oder von solchen, die durch ihn seinen Freund Perikles treffen wollten, den führenden Politiker Athens. - Es ist aber wahrhaftig zum Prozess gekommen, und Phidias ist zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Kein Wunder, dass er dann Athen den Rücken kehrte und seinen Wirkungskreis hier in Olympia gewählt hat.

Die Besucher verlassen den Tempel, nicht ohne noch einige der kostbaren Weihgeschenke in der Vorhalle zu betrachten. Vier Bronzepferde stehen hier, samt einer Inschrift, in der sich eine Frau ihres Sieges im Wagenrennen mit dem Viergespann rühmt. In den Pferdesportdisziplinen wurde zwar der siegreiche Gespannführer auch geehrt, wie die noch erhaltene Bronzestatue des Wagenlenkers in Delphi beweist, als der eigentliche Sieger galt jedoch der Besitzer der Pferde. Deshalb scheuten die Reichen und Mächtigen weder Mühe noch Kosten, um das Prestige des Olympiasiegers zu gewinnen. Kyniska, die Tochter eines Spartanerkönigs um 400 vor Christus, war eine tüchtige Pferdezüchterin und beteiligte sich auch am Training ihrer Pferde. Sie konnte sich hier stolz als Doppelsiegerin verewigen:

"Spartas Könige sind mir Väter gewesen und Brüder,

Doch da zu Wagen ich siegte mit stürmenden Rossen, Kyniska,

Stell ich das Bild hier auf, und es hat den Kranz von den Frauen Aus ganz Hellas vor mir keine noch, rühm ich, empfangen."

Unsere Besucher haben nicht Zeit, all die vielen Statuen zu betrachten, sie wollen noch Gedenkmünzen erwerben. Eigens zur Zeit der Spiele arbeitet eine Münzprägestelle hier. Die Münzbilder zeigen Zeus und Hera, Nike, die den Sieg bringt: Olympia-Gedenkmünzen, die man mit heimnehmen muss. Und außerdem müssen unsere Pilger sich noch, wie alle Reisenden, mit dem Nötigen versorgen, vielleicht auch mit nicht ganz so Nötigem. Es gab "Messen", Jahrmärkte oder Bazare mit Waren aller Art: Lebensmittel, Kleidung, Schmuck, Gewürze und Kostbarkeiten aus fernen Ländern, Erinnerungsstücke für die Lieben daheim. Dazu hatte sich fahrendes Volk aller Art eingefunden, es herrschte ein buntes Treiben, wie an allen Wallfahrts- und Festspielorten bis in unsere Zeit; viele Erwerbszweige lebten von den Besuchern, und das nicht nur, solange die Spiele dauerten. Danach wurden die Siegerstatuen hergestellt und auch Bauaufträge erteilt, ein einträgliches Geschäft für alle, die "am Bau" arbeiteten, Handwerker wie Künstler.

Im Hellenismus wie auch in der Römerzeit gab es einen regelrechten Bauboom. Die Auftraggeber ließen sich das etwas kosten, aber sie gewannen natürlich auch etwas, das sich vielfältig auszahlte: Prestige durch Werbung.

Das begann mit den Schatzhäusern der einzelnen Städte, wir sehen in Delphi noch das Schatzhaus der Athener. In diesen wie kleine Tempel aussehenden Gebäuden wurden kostbare Weihgeschenke aufbewahrt, aus Gold und Silber, dazu Opfergeräte und Gefäße, die dann von den Festgesandtschaften der einzelnen Städte bei ihren Kulthandlungen und Banketten benutzt wurden. Zwölf Schatzhäuser wurden in Olympia errichtet, auf einer Terrasse im heiligen Bezirk, die ersten schon um 600 vor Christus. Gestiftet waren sie von den Griechen des Festlandes und der Peloponnes, aber auch von den Kolonialgriechen aus Unteritalien, aus dem reichen Syrakus auf Sizilien, oder aus Kyrene in Libyen. Alle diese Städte wollten sich präsentieren und repräsentieren; die Schatzhäuser waren der Beweis für florierende Gemeinwesen, eine Art Botschaftsgebäude. Die Städte und Stadtherrscher konkurrierten miteinander - man denkt heute an die Pavillons bei der Weltausstellung.

In diesen Schatzhäusern wurden auch Gelder deponiert, sicher verwahrt im Schutze der Götter. Auf Tempelraub stand ja die Todesstrafe. So wurde Olympia auch eine Bank, eine "Depositenkasse". Die Verwaltung dieser Gelder oblag den Ratsherren von Elis und dem Priesterkollegium. Sie verwalteten die Gelder nicht nur, sondern gaben auch Kredite, mit Zinsen. Die griechischen Stadtstaaten stifteten gewöhnlich den Zehnten der Kriegsbeute an einen Tempel, wie Olympia, Delphi oder Ephesos. Davon unterhielten sich die Heiligtümer mit ihrem zahlreichen Personal, bis zu den Sklaven; es waren richtige Großbetriebe, mit Ländereien, und die Tempelanlagen mussten stets instand gehalten werden, ja renoviert oder ganz erneuert, wie nach den häufigen Erdbeben, oder nach Kriegen. Und die Spiele wurden ausgerichtet, Olympische Spiele, eine schwere finanzielle Aufgabe und Bürde bis heute. Da musste die Infrastruktur verbessert werden; das harmlose Flüsschen Kladeos, das im Sommer kaum genügend Wasser für die Besucher bot, wurde im Herbst und Winter oft so reißend, dass es Teile der Anlagen hinwegschwemmte. Und man brauchte Trainingscamps für die Athleten, Stallungen und Weiden für die Turnierpferde, die mit Spezialtransportschiffen bis aus Sizilien und dem nordafrikanischen Kyrene kamen und sich erst erholen mussten, bevor ihr Training begann. Das alles kostete Geld, viel Geld, und es gab ein festes Gremium, sozusagen einen "Förderverein für die Olympischen Spiele", der, zusammen mit der Tempelbauverwaltung, ständig dafür zu sorgen hatte, dass sich genügend Geld in der Kasse befand. Und dieses kam aus der Kriegsbeute - aus dem Perserkrieg, aber dann hauptsächlich aus den Kriegen, welche die Stadtstaaten Griechenlands gegeneinander führten, Athen, Sparta, Theben ... Es herrschte ständig Kriegszustand, und es war nötig, den Frieden während der Spiele auszurufen.

Als dann die Griechen ihre Souveränität verloren, als sie 338 vor Christus von Philipp von Makedonien besiegt worden waren, da brachen zunächst schlechte Zeiten für die Heiligtümer an. Aber die dann in der Folgezeit regierenden hellenistischen Könige, später die römischen Kaiser, übernahmen gerne die Rolle edler Mäzene, sie nutzten die heiligen Stätten als "Werbefläche", als Orte der Selbstdarstellung und Repräsentation.

Wenn nun wieder eine Besuchergruppe nach Olympia reiste, dann erblickte sie einen prächtigen Rundtempel, das Philippeion, erbaut von König Philipp II., ein Weihgeschenk, natürlich offiziell nicht für seinen Sieg über die Griechen, Philipp wollte sich ja hier gerade als Grieche präsentieren. Denn als er seine Teilnahme ankündigte, hatte ihn der Olympische Rat zunächst abgelehnt: Nur Griechen dürften teilnehmen, die Makedonen seien keine Griechen. Das schien einigen Mitgliedern des Gremiums doch zu radikal, und es sei auch gefährlich, den Machthaber zu verärgern. Philipp erklärte, sein Ahnherr sei Herakles persönlich, und das Königshaus seiner Gattin führe sich auf den Sohn des Achilleus zurück! Das Gremium äußerte keinen Widerspruch, und Philipp konnte als Olympiasieger im Wagenrennen sein Image verbessern, denn von manchen wurden die Makedonen immer noch für halbe Barbaren, zumindest für Hinterwäldler gehalten. Er stellte in den Säulennischen seines Bauwerks Statuen auf, von sich, seiner Gattin und seinem Sohn Alexander. Es waren Goldelfenbeinstatuen - wie das berühmte Zeusbild, das Weltwunder! Und jetzt ließen sich Philipp und Alexander der Große so darstellen, auf dem heiligen Boden von Olympia: als gottähnliche Herrscher.

Derzeit nehmen deutsche und griechische Archäologen eine Teilrekonstruktion des Philippeions vor, auch am Zeustempel werden Säulen aufgerichtet - es finden wieder olympische Spiele statt in Griechenland! Es gibt so viel zu restaurieren zu diesem Anlass, leider hat man nicht genügend Sponsoren ... Solche Finanzierungsprobleme kannte man damals auch; es gab schlimme Zeiten mit Naturkatastrophen, Kriegen, Hungersnöten - die römischen Bürgerkriege verheerten Griechenland, da war man froh, als sich das römische Kaisertum etabliert hatte.

Denn auch die römischen Kaiser pflegten die Selbstdarstellung in Olympia und traten als Bauherren und Mäzene auf. Mochten sie zu Hause noch so wüten, hier gaben sie sich als Edelt Griechen und hochherzige Stifter und Förderer, wie Nero. Er ließ freilich die Statuen und Büsten der früheren Wohltäter umstürzen und wegschleifen, ja auch die der Sieger, denn er gedachte der größte Sieger aller Zeiten zu werden. Dafür ließ er ein eigenes Triumphtor mit drei Durchgängen erbauen, das

allerdings nach seinem unrühmlichen Tod wieder abgerissen wurde. In seiner Nero-Biographie berichtet Sueton:

" Als Wagenlenker trat er an zahlreichen Wettkampfstätten auf, in Olympia sogar mit einem Zehngespänn. Er wurde dabei aus dem Wagen geschleudert, man half ihm wieder hinein, er konnte das Rennen jedoch nicht durchstehen, sondern musste vor dem Ziel aufgeben. Aber was tat's - er wurde dennoch zum Sieger erklärt."

Die Kampfrichter werden sich gesagt haben: Er ist imstande, und verlegt die Spiele nach Rom, wenn er hier nicht Olympiasieger wird. Und Nero zeigte sich erkenntlich: Er machte nicht nur den Schiedsrichtern reiche Geldgeschenke, sondern verlieh der ganzen Provinz Griechenland die Steuerfreiheit.

Nicht nur die Kaiser traten als Gönner und Mäzene auf; es gab auch reiche Privatleute, die sich gern ein Denkmal setzten. Eine Besuchergruppe des 2. Jahrhunderts nach Christus konnte sich am Wasser erlaben, das die 3 Kilometer lange Wasserleitung des Herodes Atticus herbeibrachte. Das war sehr verdienstvoll von diesem reichen Athener, der auch in Delphi und Athen große, prächtige Bauten errichtet hatte. Denn es gab fast immer Schwierigkeiten mit der Wasserversorgung im Hochsommer, was auch die Gefahr von Seuchen heraufbeschwor. In der Römerzeit verbrauchten die großen Thermen, für Athleten wie für Besucher, zusätzlich viel Wasser. Herodes Atticus brachte kein Schildchen mit seinem Namen an der Wasserleitung an; er erbaute ein schönes Nymphäum, ein Brunnenhaus: Ein großer halbrunder Nischenbau schloß einen Brunnen ein, und in diesen Nischen standen die Stifterfiguren, Herodes Atticus und seine Gattin Regilla, die sich auch um Olympia verdient gemacht hatte und als Priesterin der Demeter bei den Athletenwettkämpfen zuschauen durfte. Und die Kaiser sind dargestellt, Ehrenstatuen von Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel. Das gehörte sich so, aber gleichzeitig betonte Herodes Atticus damit, dass er auf bestem Fuß mit den Kaisern stand, sozusagen mit jedem römischen Kaiser.

Unsere Besuchergruppe steht vor dem Brunnen und schaut befremdet auf einen jener Wanderprediger, der wie so manche seiner Art in Olympia ein Podium für seine weltverbessernden Reden suchte. Laut gestikulierend ruft er:

"Diese Wasserleitung ist gar keine Wohltat, sondern nur Angeberei des Herodes Atticus! Er macht die Griechen dadurch weibisch und verzärtelt sie. Es gebührt sich, dass die Zuschauer der Olympischen Spiele den Durst ertragen können, wie schon ihre Vorfahren seit Jahrhunderten. Und wenn welche an einer hitzigen Krankheit zugrunde gehen, dann ist's um die nicht schade!"

Die Menschenmenge ist empört: Dieser selbsternannte Philosoph, Peregrinus Proteus, löscht er nicht selber seinen Durst aus der Wasserleitung? Sie bedrohen ihn, so dass er Schutz im Tempel suchen muss. Die Besuchergruppe füllt sich dankbar ihre Wasserflaschen, um den heißen Tag zu überstehen. Denn nun geht es zu den Sportstätten. Sie gehen durch den aus Keilsteinen gefügten Tunnel ins Innere des Stadions. Dabei kommen sie an einer Reihe von bronzenen Zeusstatuen vorbei: Sühnegaben aus den Bußgeldern jener Athleten, die wegen Bestechung bestraft worden waren. Da gab es allerlei Machenschaften, wie etwa, dass ein Faust- oder Ringkämpfer Geld dafür bezahlte, dass er in seiner Gruppe die "passenden" Gegner antraf. Ein Bußgeld zahlen musste auch, wer nicht sein richtiges Heimatland nannte. Ein erfolgreicher Athlet kam zwar aus Kreta, er hatte aber Geld dafür bekommen, dass er sich als Bürger von Ephesos ausgeben sollte. Auf den Sockeln der Bußgeldstatuen waren Inschriften angebracht, in denen zu fairem Kampf aufgerufen wurde.

Die Mitglieder unserer Gruppe suchen sich als normale Zuschauer einen Platz auf den Erdwällen, die das Stadion umgeben, für die Höhergestellten gibt es eine steinerne Tribüne. Nun können sie die verschiedenen Laufdisziplinen verfolgen, den "klassischen" Lauf auf der Stadionlänge von 192 m, von dem wir heute noch die Startlinie sehen können, oder auch Langstreckenläufe oder solche in voller Waffenrüstung. Leichtathletik bestand aus einem Fünfkampf mit Diskuswurf, Lauf,

Weitsprung, Speerwurf und Ringkampf. Die schwerathletischen Wettbewerbe umfassten Boxen und den "Allkampf", Pankration, eine Mischung aus Boxen und Ringen, wobei alle Griffe erlaubt waren, ein Sport für harte Männer und sehr beliebt bei den Zuschauern. Pausanias sah die Ehrenstatuen für Sieger im Pankration:

" Hier steht die Statue des Sostratos aus Sikyon, der den Beinamen "der Handkämpfer" hatte. Er ergriff nämlich seinen Gegner an den Händen, presste sie und ließ nicht eher los, als bis der andere den Kampf aufgab. Er hat viele Siege errungen, hier in Olympia allein drei. Auch von Leontiskos ist hier eine Statue, dem Sieger im Ringkampf. Wenn er seine Gegner nicht werfen konnte, besiegte er sie durch Fingerbrechen."

Die Sieger wurden gefeiert, und so mancher wünschte sich an ihre Stelle. Der Philosoph Epiktet stellte freilich seinen Schülern die raue Wirklichkeit vor Augen. Schon zehn Monate zuvor hatte man sich zum Training einzufinden:

"Du willst in Olympia siegen? Schön, aber dann bedenke auch Folgendes: Du musst dich einer strengen Ordnung fügen, Diät halten beim Essen, auf alle Leckerbissen verzichten, musst nach strengen Regeln zu festgesetzten Zeiten trainieren, bei Hitze und Kälte, darfst kein kaltes Wasser trinken, keinen Wein nach Belieben, musst dich dem Trainer wie einem Arzt überantworten, dreißig Tage lang Schaufelarbeit leisten, du kannst dir die Hand verstauchen, den Knöchel ausrenken, musst viel Staub schlucken, Schläge einstecken - und wirst vielleicht dennoch besiegt. Das alles solltest du bedenken, und wenn du dann noch Lust hast, dann melde dich zu den Wettkämpfen."

Der Philosoph selber fand den Aufenthalt schon als Zuschauer höchst beschwerlich: diese Gluthitze - man durfte keinen Hut tragen, um die Sicht der anderen nicht zu behindern - das Gedränge und Geschiebe, der Lärm, das Geschrei - das war nicht seine Sache. Aber die meisten vergaßen wohl alles, wenn sie die spannenden Wettkämpfe beobachteten.

Die Sieger erhielten in Olympia nur den traditionellen Kranz aus Olivenzweigen, sie konnten ihren Sieg aber in ihren Heimatstädten versilbern und vergolden, da sie diesen Prestige brachten, überregionale Geltung. Das zahlte sich aus für die Städte, die ständig politisch, militärisch oder wirtschaftlich mit ihren Nachbarn rivalisierten. Daher zeigten sie sich den Athleten gegenüber erkenntlich durch Geldgeschenke oder lebenslange Pensionen - was den heutigen Werbeverträgen entspricht. Der Dichter Pindar pries in seinen Oden auf die Sieger jeweils auch deren Herkunftsorte - wohl nicht nur weil er sich etwas davon versprach, sondern weil es einfach über die jungen Männer sonst nicht viel zu erzählen gab. Und so verhalf er auch kleineren Städten zu glänzendem Ruhm. Die Sieger in den teuren und aufwändigen Pferdesportdisziplinen waren meist vornehme Herren, bei ihnen konnte man ihre ruhmreiche Ahnenreihe hervorheben. Und wenn Hieron, der Herrscher von Syrakus, als Olympiasieger im Pferderennen und mit dem Viergespann, nach Sizilien heimkehrte, musste die politische Opposition verstummen. Pindar dichtete ihm Siegesoden, durch die Hierons Name heute noch, nach fast 2500 Jahren, bekannt ist: ein Werbeeffect, der bei heutigen Olympischen Spielen, trotz aller gigantischen Anstrengungen der Branche, nicht zu erreichen sein wird.